

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Finckh, Ludwig: Die Ahnentafel

urn:nbn:de:bsz:31-62042

ergebenem Lächeln: „Wirklich? Na, da habt ihr sie!“ — Als darnach der Wagen mit dem Gepäck des Feldmarschalls eintraf, erfuhr die Wache zu ihrem Schrecken, wer im vorigen Wagen gefessen hatte. Man beeilte sich, die Kutsche Blüchers

einzuholen und ihm die Pfeife mit vielen Entschuldigungen wieder einzuhändigen. Blücher aber lehnte es ab, sie wieder zu nehmen, mit den Worten: „Futsch is futsch! An wat mal futsch is, det nehm ich nich wieder!“
-rtl-

Die Ahnentafel

Von Ludwig Finckh

Stammbaum hieß es früher. Einige Familien hatten einen Stammbaum. Fünfzehn Jahre lang haben wir dann den Menschen eingehämmert, daß noch wichtiger als ein Stammbaum die Ahnentafel sei. Man suchte die Achsel, man lachte über uns „wozu das? Wir sind doch keine Pferde. Wir wollen doch nicht Rassen züchten?“

Nicht?

Nun: das deutsche Volk hat heute eine Ahnentafel. Wir sind durchgedrungen: ohne Ahnentafel keine Erkenntnis, ohne Erkenntnis keine gesunde Nachkommenschaft!

Warum aber kein Stammbaum? — Nun, auch die Stammtafel ist gut. Man gräbt und forscht und findet den ältesten Ahnherrn, den Stamm-Vater. Meist lebte er um die Zeit des Dreißigjährigen Krieges. — Und vorher lebten noch viel mehr, aber ihre Spuren gingen unter im Brand der Häuser und Kirchen. Und man hat seine Kinder entdeckt, seine Söhne vor allem, und hat dann alle seine Nachkommen verfolgt bis auf heute herunter, wenigstens die männlichen, die Namensträger. Denn diese schienen den früheren Zeiten allein vollgültig. So hatte man die ganze Sippe. Und man findet sich heute, alles, was lebt an Vettern und Basen, auf Familientagen zusammen und knüpft neue Bande. Das ist schön und wertvoll.

Aber noch wertvoller ist die Ahnenschaft, die Ahnentafel. Sie unterdrückt nicht, wie die Stammtafel, die weiblichen Glieder als nebensäch-

lich, sondern sie geht von der unbestreitbaren wissenschaftlichen Tatsache aus, daß jeder Mensch aus Vater und Mutter kommt, und daß beide Teile gleich wichtig für ihn sind. — Adam und Eva. — Aus beider Erbstoffen ist er entstanden, beider Sproß ist er, und er wird sie beide weitertragen auf seine Kinder und Enkel. Da aber der Vater selber wieder Vater und Mutter hatte, und die Mutter ebenso, so entsteht ein völlig gleichmäßig aufsteigender Ast am Ahnenbaum, eine mathematische Reihe, die Ahnenreihe, und sie wird für jeden Menschen und in alle Zukunft bedeutungsvoll, weil er ihr Erbgut in sich schließt, ihre letzte Verdichtung ist.

Hier ist das Weib mit einem Male ebenbürtig, gleichwertig, so gut und voll Erblasserin wie der Mann, sie zählt ganz und steht als Ahnfrau neben dem Ahnherrn. Aus den inneren Gesetzen der Zellteilung hat man erkannt, daß bei der Vereinigung zweier Menschen eine große Zahl verschiedener Sprossen entstehen können, — es sind 2 hoch 12 gleich 4093 Möglichkeiten. Daher die Verschiedenheit der Geschwister, daher auch die Ähnlichkeiten einmal mit diesem Großvater, einmal mit jener Urahne.

Die Ahnentafel baut sich also von unten nach oben auf: Du bist der Ahnenträger und hast die Ziffer 1. Dein Vater und deine Mutter tragen die Ziffer 2 und 3, deine Großeltern sind 4, 5, 6, 7. Und so zurück bis in die graueste Vergangenheit. Man soll nicht aufhören bei den Großeltern; mindestens kann man

noch leicht seine 8 Urgroßeltern auffinden. Da stehen die einfachen Daten, die Geburts-, Lebens-, Ehe- und Todestage. Aber schon hebt sich auch der Beruf heraus, Bauer oder Pfarrer, Arzt oder Arbeiter, Gerber und Färber. Und man sieht: ein Gewerbe vererbt sich oft in der Familie, eine Kunst oder ein Handwerk, und man trägt es ein: eine Müllersfamilie, eine Schustersippe. Ich habe ein Kaufmannsblatt in meiner Ahnentafel, ein Schullehrerblatt, ein Pfarrerblatt. Andere haben Soldaten, Ingenieure und Geheime.

Ja, man legt sich für jeden Ahnengleich eine Karte an. Darauf stehen noch andere Dinge, soweit man sie feststellen kann, Größe und Gestalt, Form des Schädels und Gesichts, der Nase, des Kinns, der Ohren, Farbe der Haare, der Augen, der Haut. Dann besondere Merkmale, Gebrechen und Krankheiten, wie Kurzsichtigkeit, Farbenblindheit,

Star, Gicht, Gelenkerkrankungen, Hautempfindlichkeit (Nesselsucht, Heufieber), Zuckerkrankheit, denn all dieses kann sich vererben, aber auch die Sonnenseite des Erbguts, Talente und Fähigkeiten, die Gaben: in Musik, Malerei, Dichtkunst, in Mathematik, Technik und Sprachen.

Das kann alles wichtige Aufschlüsse geben über die Erbgesundheit einer Familie und Fingerzeige für die Zukunft. Und man lernt dabei beobachten, sich und die Seinen richtiger beurteilen, verstehen, und wächst selbst so in eine Menschen- und Seelenforschung hinein, die überaus lehrreich ist.

Wie aber findet man seine Ahnen?

— Man kann nicht immer, wie wir es

einst noch machen mußten, zum Pfarrer springen und Kirchenbücher wälzen, oder die Ratschreiber und die Standesbeamten beschäftigen. Das würde zu viel Zeit, Mühe und Kosten für alle Teile erfordern. Denn nun kommen mit einem Male Tausende über sie. Man fragt heute entweder bei der „Deutschen Ahnengemeinschaft“ an, zu Dresden, Ranzleigäßchen, die schon einen tüchtigen



Stoß von Familien verzettelt hat; oder bei dem familientkundischen Verein seiner Stadt und seines Landes, oder bei einem berufenen Familienforscher, der den Nachweis seiner Eignung vom Sachverständigen für Rassenforschung beim Reichsministerium des Innern, Dr. Achim Gerde, erhalten hat. Es gibt ein Buch: Verzeichnis deutscher Familienverbände und Familienforscher (Verlag C. A. Starke, Görlitz), das sie alle enthält. Im Zweifel sind sie bei der genannten Stelle zu erfahren.

Das darf alles nicht so nüchtern aufgefaßt werden. Man besinnt sich dabei und lernt nachdenken. Man hat in diesen Dingen allzuviel versäumt und allzulange

in den Tag hineingelebt, — nicht wie Menschen von Verstand und Gefühl, sondern triebhaft und instinktlos. Darum der rasende Absturz des Menschengeschlechts, den wir erlebten und mitansehen mußten. Noch ist es Zeit zur Umkehr, und es mögen für den weniger Tiefblickenden Härten und Schwierigkeiten im Gefolge sein, die nur mit gutem Rat zu bewältigen sind; er wird erteilt von amtlichen, ärztlichen Beratungsstellen.

Grundlage aller Erberkenntnis aber ist die Ahnentafel. Familienforschung, Biologie ist heute zum Unterrichts- und Prüfungsfach in allen Schulen erklärt worden; alle anderen Fächer sind mit ihr zu durchwirken; denn sie führen alle in irgendeinem Punkte auf diese Kern- und Grundfragen zurück.

Das Ergebnis wird sein: jeder Deutsche erbringt seine Ahnentafel.

Die bebrillte Familie

Ein Hiftörchen aus der Kriegszeit von Heinrich Sohnrey.

Großvater Stiefelnagel vom Kleinhofe in Brakenfelde hatte schon immer den Wunsch gehabt, eine Brille zu tragen, zumal in dieser argen Kriegszeit, wo es ohne ihn gar nicht ging. Doch seine Augen waren so gut, daß er Lin sen und Bohnen voneinander unterscheiden konnte wie nur einer, ja, jeden Satz in der Zeitung ohne Stocken zu lesen vermochte, ob es große oder kleine Schrift war. Und so hatte er eigentlich keinen zwingenden



Der Optiker, vergnügt, auf einmal ein so gutes Geschäft zu machen, probierte mit den Enkeln sogleich ein halbes Dutzend Brillen.

Grund, sich ein Augenglas anzuschaffen. Indes dachte er immer wieder daran; denn Stiefelnagel liebte das Besondere und hatte gern etwas Besonderes vor andern voraus, zumal jetzt, wo alles so ungewöhnlich war. Als er nun eines Tages, während

sein Sohn noch im Felde stand, eine Fuhre Holz nach der Kreisstadt brachte, die ihm einen Haufen Geld eintrug, kam ihm plötzlich wieder, wie vernagelt, der Gedanke, zum Brillenmacher zu gehen und sich seine Augen untersuchen zu lassen. Zwei seiner Enkel hatte er bei sich, die ihn neugierig zum Optiker begleiteten. Dieser, ein überaus freundlicher und entgegenkommender Mann, der seine Kundschaft zu nehmen wußte, untersuchte sehr bereitwillig die Augen des Großvaters und fand, eine Brille sei natürlich unter allen Umständen sehr angebracht. Je früher, desto besser für die Augen, war schon immer sein Wort gewesen.

Also erstand Großvater Stiefelnagel ein Paar Augengläser für seine kleinen, grauen Augen und besah sich wohlgefällig im Spiegel. Und einmal im Geschmack sowie im Vollgefühl seiner gespickten Tasche bewog er den Brillenmacher, auch gleich seine beiden Enkel auf ihre Augen zu untersuchen; denn wenn eine Brille um so besser wäre, je früher man sie bekäme, erschien es ihm natürlich als das richtigste, die Augen schon früh im Kindesalter zu versorgen.

Der Brillenmacher war denn auch gleich bei der Hand, die Kinder zu untersuchen. Er ließ sie große und kleine Schrift lesen, hielt sie nah und fern, machte ein nach-